

Umschau

Das alte Mesopotamien und die biblische Geschichte

In „Forschungen und Fortschritte, Nachrichtenblatt der deutschen Wissenschaft und Technik“ vom 1. Mai läßt Professor Dr. Eckhard Unger von der Universität Berlin die Völkerrassen des alten Orients an unserm Auge vorüberziehen. In den 4000 Jahren vor der christlichen Zeitrechnung vollzog sich in Mesopotamien eine Reihe von Völkerbewegungen, deren Spuren erst die modernste Forschung aufgedeckt hat, und zwar in merkwürdiger Übereinstimmung mit den Berichten der Heiligen Schrift.

Um 4000 v. Chr. verbreitete sich von Mesopotamien aus bis nach dem inneren Asien eine prähistorische Bevölkerung, nach der biblischen Auffassung die älteste Menschheit. Sie ist hervorragend durch eine kunstgewerblich hochstehende, ornamentierte, bunte Keramik, die in zwei aufeinanderfolgenden Stilarten gefertigt ist. Um 3600 v. Chr. wurde jedoch die gesamte Bevölkerung Mesopotamiens durch eine große Flutkatastrophe hinweggesetzt — die biblische Sintflut, aus der nur Noah und die Bewohner seiner Arche gerettet wurden. Sie ist kürzlich von Wolley an mehreren Punkten in der Stadt Ur in Chaldäa, der späteren Heimat Abrahams, in einer 3½ m dicken Tonschicht historisch festgestellt worden; diese Schicht überlagert als Niederschlag der Sintflut die Kulturschichten mit ihrem bunten Töpferwerk. Die Neubesiedlung Mesopotamiens erfolgte um 3500 wahrscheinlich von Zentralasien aus durch die Einwanderung der Sumerer in das fruchtbare, jetzt menschenleere Land. Von Ur ausgehend, das damals am Gestade des Persischen Golfes lag, schufen sie dann die Hochkultur der alten Menschheit mit der von ihnen erfundenen Keilschrift. Sie kolonisierten Mesopotamien bis nach Syrien und Assyrien hin. Vom Norden dieses Gebietes kam um 3100 eine neue Völkerwelle, deren Rassenzugehörigkeit noch nicht festgestellt ist; Unger bezeichnet

sie daher als die Proto-Akkader. Diese semitischen Akkader unterwarfen um 2850 von der Stadt Kisch aus das ganze Gebiet der Sumerer und trugen ihre Kultur bis zu den kaukasischen Elamiten. Um 2650 wurden sie ihrerseits wieder durch das aus dem Norden kommende Volk der Guti verdrängt, deren Herrschaft aber nicht von langer Dauer war. Schon um 2600 erlangten die Neosumerer, die vielleicht eine neue sumerische Völkerwelle darstellen, die Oberherrschaft und behaupteten sie 300 Jahre lang bis 2300.

Jetzt erst beginnt die Geschichte der aus der Bibel bekannten Reiche der Assyrer und Babylonier. Zuerst machten sich die semitischen Assyrer selbständig; die semitischen Altbabylonier setzten sich dann in den Städten Isin und Larsa fest. Die semitischen Amoriter gründeten um 2150 Babylon und schufen das Reich des berühmten Gesetzgebers Hammurapi, das 300 Jahre standhielt, bis es um 1850 dem gemeinsamen Ansturm der indogermanischen Hettiter und Kassiten erlag. Letztere beherrschten Babylonien bis 1176, wo ihnen einheimische und fremde Dynastien von semitischen Aramäern und Chaldäern folgten. Nach 600 Jahren wurde endlich Babylonien dem persischen Weltreich durch Cyrus (539) einverleibt, den der Herr rief, um sein auserwähltes Volk aus der babylonischen Gefangenschaft zu befreien. Für jeden Freund der biblischen Geschichte sind Ungers Darlegungen, die wir hier schließen wollen, jedenfalls von hohem Interesse.

Erich Wasmann S. J.

Christus in Indien

Das im Jahre 1925 unter dem Titel *The Christ of the Indian Road* in Amerika erschienene kleine Buch des protestantischen Missionars Dr. Stanley Jones darf sich eines außerordentlichen Erfolges rühmen, wiewohl es keine besondern literarischen Vorzüge, vielmehr, weil Vorträge in erweiterter Form wiedergebend, große Mängel in der Anordnung

des Stoffes aufweist. Bis Ende 1928 war es in vierzehn Sprachen übersetzt¹, und die Originalausgabe hatte über eine halbe Million Abnehmer gefunden. Wir können einigermaßen begreifen, warum es in der protestantischen, namentlich der angelsächsischen Welt so großes Aufsehen erregt. Ein frommer Missionar, der Indien liebt und mit Hochachtung vor dem religiösen Sinn seiner Bewohner erfüllt ist, spricht hier von überraschenden Missionserfahrungen: ein neues Zeitalter ist für Indien angebrochen; Christus hat begonnen, sich dieses große Volk zu erobern. Die Hauptgedanken des Buches seien kurz wiedergegeben.

In den letzten 10—15 Jahren hat sich eine stille Revolution im indischen Denken vollzogen. Gerade die edelsten Geister fühlen sich zur Persönlichkeit des Erlösers hingezogen. Er gehört nicht der Vergangenheit an, sondern er lebt und wird heimisch auf der indischen Landstraße. Überall schafft er, der große Zeitgenosse, Wandel; er hebt die niedergedrückten Klassen und veredelt die Sitten. Worte des Neuen Testaments sind in aller Munde. Heiden reden die Sprache der Christen: „Das ist meine Christenpflicht!“ oder: „Ich habe sehr unchristliche Gefühle gegenüber diesem Menschen.“ Man sucht das Leben nach Christi Geist zu gestalten. Inder glauben ihrem Gandhi keine größere Ehre erweisen zu können, als daß sie ihn „christusähnlich“ nennen. Der Mahatma ist Christi Werkzeug. An seinem großen Sohne erfährt Indien Christi Liebe und die Bedeutung des Kreuzes.

Der Christus der indischen Landstraße, für den sich das heutige Indien begeistert, ist aber verschieden von dem Christus, den man dem Inder bisher verkündete. Er ist losgelöst von der abendländischen Kultur, von dem Bau, den man im Westen um ihn aufgerichtet hat, den Glaubensbekenntnissen und Dogmen. Das Indien von

heute steht im Banne einer überragenden Persönlichkeit, die unmittelbar zum Herzen spricht. Das Christentum muß als Christus definiert werden. Nicht was wir glauben, ist von Bedeutung, sondern wem wir anhängen. Christus vereinigt uns; die Lehren um Christus sind es, die uns trennen. Im Lichte dieser Persönlichkeit verstehen und glauben wir ohne Schwierigkeit Christi Wunder: seine göttliche Natur, die Jungfrauengeburt, die Auferstehung. Er ist das zentrale Wunder.

Die frohe Botschaft, die wir Indien bringen sollen, ist somit Christus selbst. Der Missionar soll christusähnlich sein und von seinem eigenen Christuserleben erzählen und den Inder beim Christus der Landstraße einführen. Damit hat er seine Aufgabe gelöst. Christus ist in der Lage, weiterhin für sich selbst zu sorgen. Gewiß wird auch Indien ihn in Ausdrucksformen fassen und ein Lehrgebäude um ihn aufrichten; aber Indien wird selbständig-schöpferisch vorangehen. Im Nachfolger des Christus der indischen Landstraße werden Verständnis fürs geistliche Leben, Ausgeglichenheit und Friedfertigkeit hervortreten. Meditation und Ennsagung werden Wirklichkeiten. Hingabe (Bhakti) des ganzen Menschen an Christus wird der Grundzug der indischen Erfassung des Christentums sein. Ein Beispiel ist Sadhu Sundar Singh. Im Schoße der indischen Rasse wird eine Läuterung und Erneuerung des Evangeliums ihren Anfang nehmen. Für Indien ist Christus, ganz Leben und Liebe, der Weg, der zur wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Freiheit führt.

Soviel über die Grundgedanken dieses Buches. Es verrät sich hier die religiöse Einstellung des größeren Teiles des gläubigen angelsächsischen Protestantismus, die vom Dogma absteht und im religiösen Erlebnis Befriedigung sucht. Es ist unleugbar, daß Indien für ein solches Christentum Empfänglichkeit zeigt. „Der größte Charakter der Menschheit“ macht Eindruck und wirkt viel Gutes.

Doch steigen hier auch ernste Bedenken auf. Die christusfreundliche Strömung

¹ Einzig berechnigte deutsche Ausgabe von Paul Gähler: Der Christus der indischen Landstraße. Jesu Nachfolge in Indien. 8° (176 S.) Berlin, Furche-Verlag. M 4.60, geb. 5.40

ist nicht so weit verbreitet, so allgemein, wie Dr. Jones anzunehmen scheint. Leider beherrscht der sog. Säkularismus, die Weltanschauung, die alle religiösen Werte ablehnt, weithin gerade die führenden nationalistischen Kreise und gewinnt an Kraft.

Sodann dürfen wir uns nicht damit begnügen, im Sinne des Verfassers den Indier beim Christus der indischen Landstraße einzuführen. Das Einzigartige dieser Persönlichkeit ist zugleich genau zu bestimmen, und Christus muß Indien vorgeführt werden als der einzige Weg, der zum Leben führt. Gelegentlich hat auch Dr. Jones Bedenken geäußert. Wird sein Christus, den Indern überlassen, nicht Gefahr laufen, im Pantheon des Hinduismus neben den andern Göttern Aufstellung zu finden (141)? Wird der „wirklichkeitsvolle Christus“ sich nicht leicht zu einem Schemen verflüchtigen und die praktische Mystik des Christentums in diesem Volk der Träumer sich in eine bedeutungslose Theosophie verlieren? Eine solche Verkündung des Christentums läutert und kräftigt nur den Hinduismus. Hindus haben dem Missionar erklärt: „Die Neuerstarkung des Hinduismus ist nur durch den christlichen Geist möglich“; „Christus ist die einzige Hoffnung des Hinduismus“ (149).

Gewiß soll Christus nach Möglichkeit ein indisches Gewand anlegen. Aber sein Wesen und seine Gestalt in Formen zu fassen, darf nicht vollständig dem einzelnen überlassen bleiben. In allen wesentlichen Punkten kann nur eine Auffassung von Christus und seinem Werk und von den Pflichten des Christen richtig sein. Der „Christus der indischen Landstraße“ ist kein wahrer Heiland für Indien und die Heidenwelt.

Alfons B ä t h S. J.

Französischer Verständigungswille

Der Ausgang der Reparations-Konferenz in Paris wie der vorbereitenden Abrüstungs-Konferenz in Genf in diesem Frühjahr lassen die großen Schwierigkeiten und Hemmnisse einer französisch-deutschen Verständigung, der notwendig ein fran-

zösisch-deutsches Verstehen vorausgehen muß, erneut mit aller Schärfe zu Tage treten. Für den, der nicht lediglich auf Tagespolitik und damit Tageserfolg eingestellt ist, bedeutet dies zunächst keine Enttäuschung. Im Gegenteil, wenn nur die Kräfte nicht erlahmen, ist darin ein Fortschritt zu sehen. Die Zone einer gewissen freundschaftlichen Annäherung mußte zunächst durchschritten werden, um überhaupt einmal an die eigentliche Grenze, an das wirklich Trennende heranzukommen. Nach dem Durchschreiten der Vorberge ragen plötzlich völkertrennende Felswände in ihrer ganzen Größe und Gewalt auf. Es gilt auch diese zu bezwingen und über sie oder durch sie hindurch sich die Hand zu brüderlicher Freundschaftsarbeit zu reichen.

Wer ehrlich die Zusammenarbeit und das Verstehen der Völker will, darf sich durch diese Erscheinungen, die scheinbar einen Rückschlag bedeuten, nicht schrecken lassen. Er muß sich im Gegenteil darüber klar sein, daß nunmehr erst die eigentliche Arbeit, der eigentliche Aufstieg beginnt. Guter Wille hierzu ist natürlich auf beiden Seiten notwendig. Und der eigene Wille wird wachsen und sich kräftigen, wenn er angefeuert wird durch die Arbeit auf der andern Seite. So mag es auch für unsern deutschen Verständigungswillen, dem sich manche bittere Erfahrung der letzten Zeit entgegenstellt, förderlich sein, an der Hand einiger literarischer Zeugen aus den letzten Jahren die Entwicklung der Verständigungsbemühungen französischer, namentlich katholischer Kreise zu sehen.

Flitterwochen französisch-deutscher Verständigung möchte man die Zeit unmittelbar um und nach Locarno und Thoiry nennen. Sinnfälliger Ausdruck jener Stimmung war der große von Tausenden besuchte 6. Internationale Demokratische Friedenskongreß von Bierville im August 1926. Bischof und Freidenker¹, Franzosen und Deutsche, Kriegsminister und „Nie-wieder-Krieg“, ergraute Vorkämpfer des

¹ Vgl. hierzu den deutschen Bericht: „Die Tage von Bierville“. Von Josef Pöbst, Rio Schneider und Karl Maria Brohl. 80 (247 S.) Würzburg 1926, Werkbundverlag.